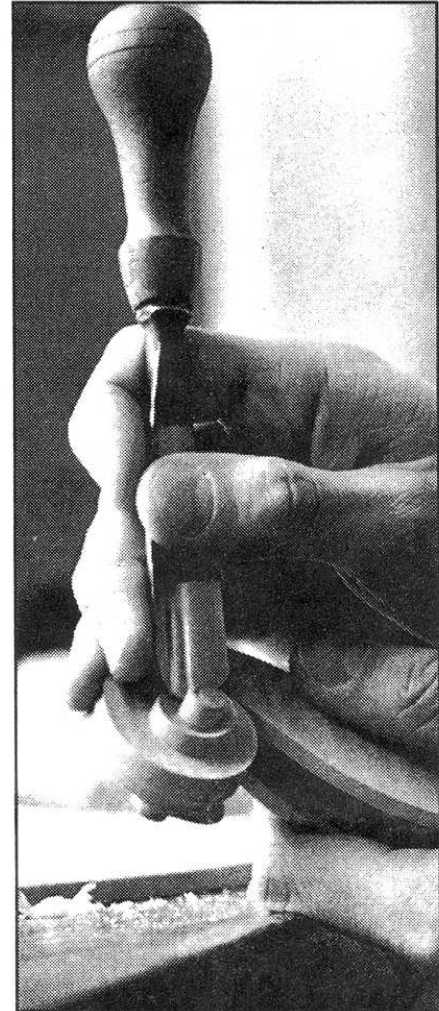




Viel Fingerspitzengefühl braucht Martin Schleske beim Instrumentenbau. Mit einem kleinen Hobel arbeitet er die Wölbung für ein neues Cello heraus.



Die „Schnecke“ für das Griffende einer neuen Geige wird herausgeschnitzt.

Fotos: Marcus Schlapf

## In jeder Geige klingt die Seele des Erbauers

Dicke Bretter aus Ahornholz lagern in einer Ecke. Hobel in allen Größen liegen auf einem Tisch. Auf einem Regal sind kleine Lack-Flaschen mit phantasievollen Namen wie „Drachenblut“ oder „Gumigutti“, verteilt. Ein Meisteratelier für Geigenbau. Sacht glättet Martin Schleske mit der Ziehklinge das rohe Bergfichtenholz. Mit Fingerspitzengefühl paßt er Intarsien aus Birken- und Ebenholz in den Span ein. Langsam nimmt die Geige Form an.

Martin Schleske ist ein Meister seines Fachs. Früh entdeckte er seine Liebe zu den filigranen Instrumenten. Mit sechs Jahren begann der aus Stuttgart stammende Musikenthusiast Geige zu spielen. Als 17-jähriger besuchte er die staatliche Fachschule für Geigenbau in Mittenwald. Nach einem zweijährigen Forschungsauftrag über Akustik studierte er in München Physik. 1996 hatte er den Meisterbrief in der Tasche und eröffnete sein Atelier für Geigenbau im Lehel.

Mit hohen Ansprüchen geht der 31-jährige ans Werk. Er möchte „individuelle Klangarbeit“ leisten. „Charakterstark sollen meine Modelle sein und eine akustische Handschrift tragen, die Gegensätze vereint.“ Neben eigenen Entwürfen schafft er auch „Klangkopien“ von Geigen, Bratschen oder Celli alter Meister. Er baut die Stücke nicht optisch nach. Er versucht den „klanglichen Fingerabdruck“, das Resonanzprofil – zum Beispiel einer Geige von Domenico Montagnana (18. Jahrhundert) – zu erfassen.

Wenn er sich im lichtdurchfluteten Atelier mit Abstecheisen und Wölbungshobel ans Werk macht, entsteht die Geige genauso wie zu Zeiten Stradivaris. Doch die Technik hat auch hier Einzug gehalten. Mit physikalischen Apparaten versucht Martin Schleske das Geheimnis eines Instruments aufzuschlüsseln. Er erstellt Abbildungen über Eigenschwingungsformen. Der „klangliche Fingerabdruck“



Der stolze Geigenbauer vor einer Galerie neuer Instrumente, die er derzeit baut.

eines Instruments ist durch eine Vielzahl solcher Resonanzen charakterisiert. Die Wissenschaft hilft Schleske, aber sie ist nicht alles. „Viel Können, Erfahrung und Intuition sind notwendig“. Besonders wichtig ist Mar-

tin Schleske, daß er mit seinen Geigen keinen unkreativen Traditionalismus verfolgt. Er sieht sich in der kreativen Tradition des 18. Jahrhunderts. Sie ist für ihn lebendig „in der Spannung aus Kunst und Wissenschaft,

angespornt durch wachsende musikalische und kompositorische Herausforderung“.

Dieser Herausforderung stellt er sich. Gerade hat er eine neue Bratsche zum Patent angemeldet. „Eigentlich ist eine Bratsche für ihr Klangvolumen zu klein. Größer kann sie aber nicht sein, sonst ist sie nicht mehr spielbar.“ Bei seinem neuentwickelten Instrument sollen ein breiterer Boden und eine asymmetrische Form dieses Problem beheben.

Musiker haben eine besondere Beziehung zu „ihrem“ Instrument. Ein Cellist, der Schleske sein Stradivari-Cello zwei Tage zu einer akustischen Klangeinstellung gab, litt fürchterlich. Er konnte nachts kaum schlafen und hatte Alpträumen.

200 Stunden arbeitet Martin Schleske an einer Geige. In so einem Instrument steckt aber noch viel mehr. Liebevoll streicht der Meister über sein jüngstes Kunstwerk: „Wie es mir persönlich geht – meine Stimmung, meine Gefühle, alles fließt mit ein.“ Schwer fällt ihm der Abschied von jedem seiner Instrumente. Doch ein Gedanke tröstet ihn: „Musik und ein kleines Stückchen von mir mitzugeben.“ Julia Wacker



Der letzte Schliff: Mit elektronischem Gerät wird die Resonanzschwingung der Geige getestet.